

„Nicht jeder, der weint, ist ein **Verwundeter**“

Junge „woke“ Aktivisten berufen sich oft auf die Theorien des französischen Philosophen Michel Foucault und seine Kernfrage, inwieweit wir durch unser Sprechen Macht ausüben. In ihrem Buch *Generation Krokodilstränen* dreht die 31-jährige Journalistin **Pauline Voss** den Spieß um und will die woke Argumentation als totalitäres Machtinstrument entlarven. Man muss nicht in allen Punkten mit der Autorin einer Meinung sein, um sich an ihrer klugen Analyse des „neuen Spießertums und seiner Machtmechanismen“ zu erfreuen.

INTERVIEW: CLAUDIA MÖNIUS

Frau Voss, Sie gehen mit Ihren Altersgenossen hart ins Gericht, indem Sie sie als apolitische Generation beschreiben, die keine eigenen Probleme hat und froh ist, sich für scheinbare Bedürfnisse anderer einsetzen zu können. Sie nennen es eine „Performance von Schwäche, keine tatsächliche Schwäche“. Wie kommen Sie mit dieser Position in Ihrem Umfeld an?

Auf mein Buch gab es sehr viele positive Reaktionen von Lesern, die froh sind, dass jemand aus ihrer Generation sich traut, solche Positionen auszusprechen. Es waren Leute, die sagten, ihr gesamtes Umfeld sei woke und sie gälten schon als „rechts“, wenn sie nur *Die Welt* läsen. In meinem Umfeld sind auch diejenigen offen für Diskussionen, die nicht in allem der gleichen Meinung sind. Allerdings mussten sich auch schon Freunde für meine Positionen und für den Kontakt mit mir rechtfertigen. Mir macht das nicht viel aus, aber es ärgert mich für die anderen.

Sie schreiben, viele der Tränen, die Ihre Generation öffentlich weint, seien Krokodilstränen, während sie für den eigenen Schmerz noch keine Ausdrucksform gefunden hätte. Welchen Schmerz würden Sie persönlich ausdrücken wollen?

Mit den Krokodilstränen beschreibe ich, dass meine Generation Schmerzen simuliert. Man tut zum Beispiel so, als wäre man in einer repressiven Geschlechterrolle aufgewachsen. Das entspricht nicht der Realität, denn schon in den 1990ern gab es Klassenkameradinnen, die nicht mit Barbie spielen durften, weil die Mütter diese konventionelle Geschlechterrolle kritisch hinterfragten, und es gab Jungs, die sich als Mädchen verkleideten. Das war ganz normal. Jetzt schafft man eine Art künstlicher Rebellion, statt sich den wirklichen Problemen zuzuwenden. Zwei entscheidende Dinge werden bei meiner Generation nicht thematisiert: Erstens die vielen Trennungen der Eltern in den Familien, die das Bild der Geschlechterrollen stark geprägt haben. Zweitens die Migration aus dem muslimischen Raum und der

damit einhergehende wachsende Einfluss des Islam. Wir haben das in unserem Alltag erlebt, aber wir reden kaum darüber, und wenn wir darüber reden, gelten wir als „rechts“. Wenn man sich nicht über die vermeintliche Vielfalt freut, sondern es blöd findet, wenn muslimische Männer auf der Straße keinen Zentimeter Platz machen, zählt das gleich als Rassismus. Ich wuchs in Frankfurt und Umgebung auf, einer auch im positiven Sinn von Migration geprägten Region. In unserer Schule waren Kinder aus allen möglichen Ländern und es gab überhaupt keine Probleme mit Diskriminierung. Aber wir erlebten auch die Dominanz aggressiver muslimischer Jungs. Interessanterweise greift der Feminismus meiner Generation dieses Thema nur selten auf.

Sie beklagen einerseits eine „neue Spießigkeit“ der jungen Generation und entlarven andererseits die Wokeness als „radikal antikonservatives Projekt“. Wie erklären Sie diesen scheinbaren Widerspruch? Genau das ist ein zentraler Widerspruch der Wokeness, die einerseits so tut, als würde sie mit allem Bestehenden brechen, aber gleichzeitig sehr konservativ ist, geradezu reaktionär. Das zeigt sich etwa daran, dass man so tut, als würde man Kategorien aufbrechen, zum Beispiel die von Mann und Frau, und neue Kategorien schaffen. Tatsächlich aber fixiert man sich wieder auf enge Rollenbilder. Wenn ein Mann einen Rock trägt, gilt er neuerdings als Frau. Damit wird das Frausein auf Kleidung reduziert, was ein sehr reaktionäres Bild ist. Man sieht es auch am Denken in Identitätskategorien. Die Woken schauen gezielt auf Hautfarbe oder Geschlecht und entscheiden anhand von Quoten, ob zum Beispiel genügend Schwarze in einem Vorstand sitzen. Diese Art von Rassedanken wird uns dann als progressiv verkauft. Ich glaube, diese Widersprüchlichkeit entspringt widerstrebenden Bedürfnissen. Einerseits wollen junge Leute

heute revolutionär und wild sein. Gleichzeitig hinterfragen sie Autoritäten nicht, sondern übernehmen brav die Thesen ihrer Professoren und machen alles so, wie sie es an der Uni in ihren Gender-Kursen gelernt haben.

Sie schreiben: „Um die Schutzbedürftigen zu identifizieren, wurde als zentrale Kategorie der Unterdrückung die Diskriminierung eingeführt.“ Ist Diskriminierung für Sie nur ein soziales Konstrukt? Natürlich gibt es Diskriminierung auf vielfache Weise und wir können froh sein zum Beispiel über die Schwulen- und Lesbenbewegung, die sich gleiche Rechte erkämpft hat. Aber heute werden Phänomene, die überhaupt keine Diskriminierung darstellen, missbraucht, um Macht im Diskurs zu bekommen. Wenn ich nicht jeden Mann sofort als Frau anerkenne, nur weil er als Frau anerkannt werden will, ist das keine Diskriminierung, sondern die Erkenntnis, dass sich die Biologie nicht so schnell ändern lässt, und dass nicht jeder Mann, nur weil er sich Frau nennt, das Recht bekommen sollte, in Frauenschutzräume einzudringen. Wenn man darauf beharrt, gilt das schon als Diskriminierung.

Der deutsch-amerikanische Politikwissenschaftler Yascha Mounk warnt davor, dass die neue linke Ideologie die Gesellschaft stark polarisiert und die Demokratie gefährdet. Er meint, dass das im Diskurs Unterdrückte im Schutz des Wahlgeheimnisses an der Wahlurne zum Ausdruck kommt. Deshalb plädiert er für eine „robuste Kultur der Redefreiheit“. Teilen Sie diese Meinung? Brauchen wir keine Antidiskriminierungspolitik und kann jeder den anderen in der Öffentlichkeit niedermachen? Gibt es Grenzen?

Ich finde, jede Gesellschaft muss aushandeln, wo sie die Grenzen setzt. Im Moment erleben wir, dass über die

rechtlichen Grenzen hinaus, wie zum Beispiel die Verbote von Volksverhetzung oder Beleidigung, immer strengere Regeln gelten. Die werden nicht strafrechtlich verfolgt, aber sozial. Etwa indem Kritiker im Netz an den Pranger gestellt werden, ihren Job verlieren oder bei einer der von unserer Regierung neu geschaffenen Meldestellen landen. Diese Art sozialer Überwachung halte ich für sehr gefährlich. Auch während Corona sah man deutlich, wie die sozialen Sanktionen gegriffen haben und wie der Staat immer mehr die freie Meinungsäußerung beschneidet. Noch trauen wir uns nicht dagegen aufzustehen. Die Protestkultur ist in Deutschland nicht stark verankert und bei uns drückt sich das wahrscheinlich auch eher an der Wahlurne aus als in Straßenprotesten.

Sie bezeichnen unser politisches System als „formalisierende Diskursdemokratie“, also als eine Demokratie, deren Diskurs unaufhörlich um die Frage kreist, welche Teilnehmer zum Diskurs überhaupt zugelassen werden. Im Klappentext des Buches werden die Machtmechanismen der woken Generation als „totalitäres Projekt“ bezeichnet. Wo verorten Sie das aktuelle politische System?

Wir sind auf jeden Fall noch eine Demokratie, in der vieles gut funktioniert. Gleichzeitig würde ich von einem totalitären woken Projekt sprechen, das versucht, möglichst viel Einfluss zu bekommen und den Machtapparat nach den eigenen Mechanismen funktionieren zu lassen. Während die Wokeness lange Zeit hauptsächlich den Diskurs beeinflusst hat, also die Frage, wie über Themen gesprochen wird, fließt diese Ideologie mittlerweile Stück für Stück auch in Gesetze ein. Ein Beispiel dafür ist das Selbstbestimmungsgesetz mit dem darin enthaltenen Offenbarungsverbot: Man darf über eine Person, die früher ein anderes Geschlecht hatte, nicht mehr sagen, dass sie ein anderes Geschlecht hatte. Auch das Demokratiefördergesetz, mit dem fast alle linken NGOs gefördert werden, beeinflusst auf Dauer das politische Klima. All diese Gesetze beinhalten einen totalitären Gedanken, was aber nicht heißt, dass wir komplett in einem totalitären Staat leben.

Wenn Foucault recht hat, dass jeder Diskurs der Ausübung von Macht dient und entsprechend auch Diskurskritik eine Form der Machtausübung ist, dann gilt das zwangsläufig auch für Ihre Diskurskritik. Wollen Sie, anders als die woke Elite, auch von einfachen Leuten verstanden werden, und wenn ja, wie umgehen Sie die Gefahr, in einen sich anbietenden Populismus abzugleiten?

Als Journalistin ist es mein Ziel, komplexe Sachverhalte möglichst einfach darzustellen. Mich hat elitärer Jour-

„Wenn man Dinge einfach und trotzdem in ihrer Komplexität darstellt, ist das nicht populistisch, sondern wichtig für die Demokratie.“

nalismus nie interessiert, der versucht, einfache Inhalte kompliziert auszudrücken. Wenn man Dinge einfach und trotzdem in ihrer Komplexität darstellt, ist das nicht populistisch, sondern wichtig für die Demokratie. Natürlich versuche ich mit meinem Buch, im Diskurs Einfluss zu nehmen. Das ist in Ordnung, solange ich das kennzeichne, für meine Meinung werbe und andere Meinungen gelten lasse. Ich bin bei meinen Eltern in einer linken, diskussionsfreudigen Kultur aufgewachsen. So kenne ich die alte Linke: Man diskutiert und lässt auch die Gegenseite zu Wort kommen. An meiner Generation stört mich, dass man in diesen Dialog meist gar nicht erst kommt. //

Stichwort „woke“

Die Bezeichnung woke (englisch für wachsam, bewusst) stammt aus den USA, wo sie im universitären Umfeld als Bezeichnung gegen Diskriminierung aller Art aufkam, insbesondere gegen Rassismus, Sexismus, Homophobie und Kolonialismus. Aus dem ursprünglich akademischen Kontext ist Wokeness zunehmend auch ein Phänomen in Kultur und Medien geworden, wo ihre Anhänger auf die Kanalisierung und Kontrolle bestimmter Ausdrucksweisen und unerwünschter Positionen drängen.

Der ursprünglich positiv gemeinte Begriff Wokeness ist inzwischen wegen zunehmender Kontrolle geistiger Diskurse auch zu einem Schimpfwort in eher konservativen Kreisen geworden. In Deutschland sind zahlreiche kritische Bücher zur Wokeness erschienen. Die Psychologin Esther Bockwyt vertritt beispielsweise die These, dass Wokeness in einem übersteigerten moralischen Narzissmus gründet. Die Philosophin Susan Neiman bestreitet, dass Wokeness überhaupt ein linkes Phänomen ist.

Red./jh



BUCHTIPP:
Pauline Voss: **Generation Krokodilstränen. Über die Machttechniken der Wokeness**, Europa Verlag 2024, 200 Seiten, € 22. Auch erhältlich im Info3 Buchshop, für Abonnent:innen in Deutschland versandkostenfrei.